

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grunwald'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 6. März 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Heinau.

(Schluß.)

16. Kapitel.

Wir verließen Herrn Turner in seinem Speisezimmer, in diese Erinnerungen an eine unglückselige Vergangenheit vertieft. Wie lange er dort eigentlich gesessen, wußte er selber kaum; es schienen Stunden vergangen zu sein. Am Nachmittage raffte er sich auf; der Gedanke an seine Geldverlegenheiten entriß ihn seinem Brüten. Er beschloß trotz aller Aussichtslosigkeit einen Versuch zu machen, ob seine Bankiers ihm nicht die rettende Hand bieten würden. Es war gerade noch Zeit, vor Schluß der Bank dort einzutreffen. Herr Turner ließ schleunigst eine Droschke herbeirufen und fuhr nach Lombard Street. Der älteste Chef empfing ihn auf seinem Zimmer und bemerkte sogleich das kranke Aussehen seines Besuchers. Herrn Turners erste Frage galt dem bedeutenden Wechsel, der an diesem Tage fällig war. Er vermuthete, daß er präsentirt, aber nicht bezahlt worden sei.

„Nein,“ sagte der Bankier. „Er wurde präsentirt und bezahlt.“

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in Herrn Turners traurigem Auge auf. „Haben Sie ihn wirklich bezahlt? Es war sehr gütig von Ihnen. Sie sollen keinen Verlust durch mich erleiden.“

„Wir haben nicht aus unserem Fonds gezahlt, Herr Turner, sondern aus Ihrem eigenen.“

Herr Turner verstand ihn nicht. „Ich glaubte mein Guthaben nahezu erschöpft,“ sagte er; „und Ihr Schreiben von heute Morgen gab mir zu verstehen, daß ich auf Ihre Hilfe nicht zu rechnen habe.“

„Ihr Guthaben war in der That fast erschöpft; aber heute Nachmittag wurde eine bedeutende Summe für Sie auf der Bank eingezahlt — zweitausendsechshundert Pfund.“

In stummem Staunen blickte Herr Turner auf den Bankier. „Wer zahlte sie ein?“ fragte er dann.

„Herr Hill persönlich. Sie werden nun dem Sturme widerstehen, Herr Turner.“

Keine Antwort erfolgte. Der Bankier neigte sich vor — es war sehr düster in dem Zimmer geworden — und sah, daß Herr Turner auf seinem Stuhl in Ohnmacht gesunken war. Die Gemüthserschütterung, die unerwartete Rettung aus der drohenden Gefahr, war für seine kranken Nerven zu viel gewesen. Der Bankier ließ den Kranken hinauf in seine Privatwohnung bringen; es dauerte jedoch einige Stunden, ehe er sich wohl genug fühlte, das Haus zu verlassen.

Er fuhr sofort zum Geschäfte, fand dieses aber bereits geschlossen und lehrte schleunigst nach Hause zurück. Hier hatten sich Walter und Dr. Willis bereits vor ihm eingefunden. Beim Anblick des letzteren erschrak Herr Turner und blickte sich nervös um, ob nicht auch Fräulein Gwinn irgendwo auftauche.

„Sie ist wieder auf dem Wege nach Ketterford,“ sprach der Doktor, seine Angst errathend, „und wird Dich nie mehr belästigen. Ich glaube, Du wärest verloren, Turner; zweimal war ich bereits hier; speiste zu Hause mit Ellen; kam auf den Hof und quälte Hill; nirgends warst Du zu finden.“

„Ich ging auf die Bank und wurde dort von einem Unwohlsein befallen,“ versetzte Herr Turner, immer noch in sichtlicher Verwirrung um sich schauend. „Die Person, Willis — weißt Du gewiß, daß sie ganz fort ist? Sie — sie wollte betteln, glaube ich,“ fügte er, wie zur Entschuldigung seines Drängens bei.

„Sie ist fort, um nie mehr wiederzukehren. Du darfst ohne Sorge sein,“ wiederholte der Doktor mit Nachdruck. „Also Du bist unwohl geworden bei dem Bankier, Gilbert? Die Sachen stehen wohl schlimm?“

„Nein, alles steht gut, Willis. Walter —“ er legte seine Hand auf des jungen Mannes Schulter — „was soll ich sagen? Dieses Geld kann nur von Ihnen kommen.“

„Ja!“ war die halb lachende Entgegnung.

„Sieh' ihn an, Willis,“ rief Herr Turner, auf Walter deutend. „Er hat mich gerettet. Ohne ihn hätte ich von heute an einen ehrten Namen getragen. Ich begab mich nach Lombard Street, ohne Hoffnung auf Rettung, ja, überzeugt, daß der Schlag in nicht bezahlten Wechseln bereits gefallen, daß mein Name auf dem Wege in die Zeitung sei. Ich fand, daß er, Walter Hill, zwischen zwei- und dreitausend Pfund für mich einbezahlt hatte.“

„Ich konnte keinen besseren Gebrauch von meinem Gelde machen, Herr. Ich wünschte immer, es gut anlegen zu können.“

„Anlegen!“ rief Herr Turner im Tone tiefsten Gefühls. „Woher wissen Sie, daß Sie es nicht verlieren werden?“

„Ich habe keine Angst, Herr. Der Streik ist zu Ende, und die Geschäfte werden wieder flott in Gang kommen.“

„Wenn ich dies nicht auch glaubte, würde ich nie Ihr Opfer annehmen, Walter. Wie soll ich es Ihnen vergelten?“

Eine heiße Röthe färbte Walters Antlitz. Er sprach hastig, wie um diese zu verbergen. „Es bedarf keiner Vergeltung, Herr. Ich rechne nicht auf eine solche.“

Herr Turner versank in tiefes Sinnen, zerstreut auf Walter blickend. Dr. Willis lehnte am Kamin Sims, anscheinend auf die beiden andern nicht achtend.

„Wollen Sie Ihren Namen mit dem meinen verbinden?“ fragte Herr Turner plötzlich, auf Walter zutretend.

„In welcher Weise, Herr?“

„Indem die Firma künftighin „Turner und Hill“ heißt. Schon längst war dies mein Wunsch; Ihre Dienste sind von zu großem Werth für mich, als daß ich Sie nicht zu meinem Theilhaber machen müßte; durch Ihre letzte hochherzige Handlung haben Sie sich vollends ein Recht darauf erworben. Wollen Sie Ihren Namen mit einem andern verbinden, dessen Beschimpfung so nahe war?“

Er reichte ihm die Hand entgegen, und Walter erfaßte sie mit kräftigem Druck. „O, Herr Turner!“ rief er in der Erregung des Augenblicks, „ich wollte, Sie würden mir Aussicht auf eine süßere Belohnung geben!“

„Sie meinen Ellen?“

„Ja,“ versetzte Walter in hoher Erregung. „Das ist der hohe Preis, wonach ich strebe. Wie Jakob sieben Jahre um Rachel diente, so will ich um Ellen dienen, bis ich sie mir errungen. Frau Turner würde sie mir gegeben haben.“

„Auch ich habe nichts gegen Sie, Walter. Würde ich Ihnen gewisse, auf Ellen bezügliche Einzelheiten mittheilen, — wie ich es vor ihrer Verheirathung hätte thun müssen — so würden Sie wohl freiwillig auf ihre Hand verzichten.“

„Stellen Sie mich auf die Probe, Herr,“ bat Walter mit strahlendem Lächeln.

„Ja, stelle ihn auf die Probe, Gilbert,“ fügte Dr. Willis in seiner trockenen Weise bei: „Ich glaube, daß er eben so viel von der Sache weiß, wie Du. Ihr beide wißt nicht allzu viel.“ schloß er bedeutungsvoll.

Walter wurde glühend roth; sein Blick, der Ton seiner Stimme, alles verrieth Herrn Turner, daß er seit Jahren sein Geheimniß kannte. „O, Herr!“ fluchte er, „geben Sie mir Ellen!“

„Ich sagte, daß Ihr beide nicht allzu viel wüßtet,“ bemerkte Dr. Willis. „Aber hören Sie, Walter. Das Beste, was Sie thun können, ist, zu meinem Hause zu gehen und Ellen zu fragen, ob sie Sie haben will. Dann — wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht — bringen Sie die Kleine hierher.“

Lächelnd griff Walter nach seinem Hut. Die Hoffnung, das geliebte Mädchen schließlich zu gewinnen, hatte ihn nie ganz verlassen.

Raum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als der Doktor seinen Stuhl dicht vor Herrn Turner stellte und sich darauf niederließ. „Ist es Dir nie in den Sinn gekommen, Gilbert, daß Walter Hill Dein Geheimniß kenne?“ begann er.

„Wie hätte ich darauf kommen sollen, Willis?“

„Ich weiß es nicht; ebenso wenig wie ich weiß, warum ich mich schon seit Jahren fest überzeugt fühlte, daß Hill die Thatsache kenne, wenn er vielleicht auch von den Einzelheiten nichts wüßte.“ Die Thatsache! Dr. Willis sprach mit merkwürdiger Gelassenheit.

„Wann bist Du damit bekannt geworden?“ fragte Herr Turner in schmerzbelegtem Tone.

„Von Deiner Betheiligung daran erfuhr ich zu der Zeit, da Fräulein Gwinn den vermeintlichen Herrn Gilbert in Dir entdeckte.“

Herr Turner preßte die Lippen zusammen. Es hatte keinen Zweck, noch länger auf den Busch zu schlagen.

„Gilbert,“ fuhr der Doktor fort, „warum hast Du mir das Geheimniß nicht anvertraut? Es wäre um vieles besser gewesen.“

„Dir! Luisa's Bruder?“

„Es wäre besser gewesen, sage ich. Es hätte wohl das Schwert nicht entfernt, das immer drohend über Luisa's Haupt hing; aber Dir hätte es Erleichterung gebracht. Ein Kummer, den man mit einem andern theilen kann, verliert viel von seiner Schwere. Auch hätte ich der Geldgier Gwinn's vielleicht bessere Schranken zu setzen gewußt, als Du.“

„Wenn Du es wüßtest, warum hast Du nie offen mit mir darüber gesprochen?“

Dr. Willis unterdrückte einen Schauer. „Es war eines jener schrecklichen Geheimnisse, in welche ein dritter sich nicht unaufgefordert einmischen darf. „Nein, so lange Du mir gegen-

über Schweigen beobachtetest, durfte auch ich nicht reden. Hätte ich gesprochen, so hätte ich sagen müssen: Luisa soll Dich verlassen!“

„Es ist vorüber, so weit es sie betrifft,“ sagte Herr Turner, sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknend. „Lassen wir ihren Namen ruhen. Der Gedanke an sie hat mich fast ins Grab gebracht.“

„Ja, es ist vorüber — vorüber in mehr als einem Sinne. Bist Du nicht erstaunt, daß Fräulein Gwinn abgereist ist, ohne Dich weiter zu belästigen?“

„Wie kann mich irgend etwas in Erstaunen setzen, was sie thut? Sie kommt und geht, wie es ihr gerade gefällt.“

„Hast Du jene arme Patientin in Kerr's Anstalt besucht?“ fragte der Doktor mit gedämpfter Stimme.

Herr Turner gerieth in zornige Erregung. „Was soll diese Frage bedeuten?“ rief er. „Man hatte mich glauben lassen, sie sei todt, und von jenem Tage an lag all meinen Handlungen dieser Glaube zu grunde — nur dann nicht, als ich, um Luisa's willen, Gwinn's Forderungen befriedigte. War Luisa nicht mein Weib vor dem Gesetze, so war sie es vor dem Himmel und vor mir.“

„Luisa war Deine rechtmäßige Frau,“ sagte der Doktor ruhig. Herr Turner machte eine abwehrende Geberde. Er wünschte die peinliche Unterhaltung abzubrechen, aber sein Schwager fuhr fort: „Gilbert, hättest Du jene unglückliche Kranke auch nur ein einziges mal gesehen, es wäre Deine Rettung gewesen. Es war nicht Emma, Deine erste Frau.“

„Nicht Emma! Was sagst Du?“ leuchte Herr Turner.

„Nein. Als Agatha Gwinn Dich hier in diesem Hause ausfindig machte, erschreckte sie Dich fast zu Tode durch die Mittheilung, daß Emma lebe und zwar als Patientin in Kerr's Irrenanstalt, Sie sagte Dir, es sei eine Lüge gewesen, als sie selbst Dir vor Jahren ihren Tod gemeldet. Gilbert, was sie Dir hier in Deinem Hause mittheilte, war die Lüge. Emma, Deine Frau, starb; jene Kranke war ihre Schwester Elisabeth.“

Herr Turner sprang auf, Hände und Augen flehend, sehnfüchtig zum Himmel erhoben. „Was war die Wahrheit? Was sollte ich glauben?“

„Zur Befriedigung ihrer Rache verübte sie den schmähligen Betrug,“ fuhr der Doktor fort. „Es gelang ihr, auch mir den Glauben daran heizubringen, und mit Walter Hill war es ebenso, davon bin ich längst überzeugt. Luisa war Dein rechtmäßiges Weib, Gilbert.“

In der Fülle seiner Dankbarkeit sank Herr Turner auf einen Stuhl nieder, und Thränen tiefster Rührung stürzten aus seinen Augen.

„Jene arme Kranke, Elisabeth, ist todt,“ erzählte der Doktor weiter. „Als wir vor einer Stunde an ihrem Sterbelager standen, bekannte Fräulein Gwinn ihren Betrug. Wie unwillkürlich entschlipfen ihr die Worte. Ich forschte nach ihrem Beweggrunde, und sie antwortete: „Um mich an Gilbert Turner für das Unrecht zu rächen, das er mir angethan!“

„Es war eine thörichte Täuschung, die ein einziges Wort jederzeit hätte aufklären können,“ bemerkte Herr Turner. „Was hoffte sie dabei zu gewinnen?“

„Es scheint, daß sie ganz hübsch dabei gewonnen hat,“ versetzte der Doktor bedeutungsvoll. „Ohne Zweifel sprach sie die Lüge anfangs nur in blinder Wuth, um Dich zu martern; die furchtbare Angst, die Du vermuthlich offen an den Tag legtest, muß sie ermutigt haben, dabei zu verharren. Gilbert, Du hättest mir vertrauen sollen; vielleicht wäre es mir gelungen, auf irgend eine Weise Licht in die Sache zu bringen. Dein hartnäckiges Schweigen verurtheilte auch mich dazu, die Sache für mich zu behalten.“

„Gott sei gelobt, daß es vorüber ist!“ rief Herr Turner voll heißer Inbrunst. „Der Verlust meines Geldes, meines Friedens

scheint mir gering im Vergleich zu der Freude über diese willkommene Eröffnung.“

Eine Pause trat ein. Herr Turner saß sinnend, den Kopf in die Hand gestützt. Plötzlich blickte er forschend auf seinen Schwager. „Du glaubst, Hill habe dies alles vermuthet und — trotzdem — nach Ellens Besitz gestrebt?“

„Eines weiß ich sicher — seit Jahren ist es sein sehnlichster Wunsch, sein höchstes Ziel, Ellens Liebe und Hand zu erringen.“

„Ich fürchtete mich stets, an eine Verheiratung meines Kindes auch nur zu denken; darum wollte ich auf Walter nicht hören. Während diese Schmach auf ihrem Namen hastete —“

„Von einer Schmach ist nun keine Rede mehr, Gilbert. Ellen liebt ihn, Luisa hätte sie ihm gegeben.“

„Welch' unaussprechliche Erleichterung ich empfinde!“ murmelte Herr Turner. „Das Weib nach Ketterford zurückgekehrt! Ich glaube heute Nacht einmal schlafen zu können.“

„Sie wird Dich nie mehr belästigen, Gilbert. Wir müssen sehen, wie ihr ehrenwerther Bruder wegen Erpressung unter falschen Vorpiegelungen zur Rechenschaft gezogen werden kann.“

„Er soll mir jeden Pfennig zurückzahlen, um den er mich betrogen, der Glende!“ war Herrn Turners leidenschaftliche Entgegnung.

Doch dies war leichter gesagt als gethan. Wenige Tage später befand sich Advokat Gwinn, der mit seinem Spürsinn wittern mochte, was man gegen ihn plante, auf der Reise nach Amerika. All sein werthvolles Eigenthum hatte er, so weit sich dies thun ließ, natürlich mit sich genommen. — — —

Geduldig, aber mit wachsender Unruhe verweilte Ellen Turner im Wohnzimmer ihres Onkels. Daß zu Hause etwas vorgefallen sein müsse, dessen war sie sicher, warum hätte man sie sonst so lange ferngehalten? Und wo war ihr Onkel? Zahlreiche Patienten hatten sich im Wartezimmer angesammelt, von Minute zu Minute auf sein Erscheinen hoffend. Da kam schon wieder einer — doch nein. Er war am Wartezimmer vorübergegangen — er schien hierher zu kommen.

„Walter!“ rief sie in der freudigen Bestürzung des Augenblicks dem Eintretenden entgegen. „Warum kommen Sie?“

„Erstens, um Sie nach Hause zu holen. Ist Ihnen meine Begleitung unerwünscht, Ellen?“ Er neigte sich zu ihr herab. Seine Augen strahlten vor innerem Glück, ein süßes Lächeln umspielte seinen Mund. Ellens Herz drohte still zu stehen und begann dann zu pochen, als ob es seine Banden sprengen wolle.

„Was ist vorgefallen?“ stammelte sie.

„Dies,“ sagte er, ihre beiden Hände ergreifend. „Das Recht, Ihre Hand in meiner eigenen zu halten! Das Recht, Sie — bald — an mein Herz zu nehmen und für immer da zu halten. Ihr Vater und Ihr Onkel haben mich gesandt, um Ihnen dies zu sagen.“

Wie ein heller Sonnenstrahl drangen seine ernstesten feurigen Worte in ihr Herz. „O, welch' ein Lohn!“ murmelte sie tief bewegt. „Und alles schien so düster, so unheilbringend in der letzten Zeit!“

„Das ist vorüber, mein Liebling,“ flüsterte Walter zärtlich. „Von jetzt an wird es an mir sein, meiner süßen Braut, meinem geliebten Weib, mit Gottes Hülfe alle Sorgen fernzuhalten.“

Als das glückliche Paar nach Hause zurückkehrte, war Dr. Willis noch dort. „Wie Ihr Euch beeilt haben müßt!“ rief er mit komischem Ernste den Eintretenden entgegen. „Der rasche Gang wird Euch doch nicht geschadet haben? Was hat den jungen Herrn so lange aufgehalten, Ellen?“

„Nicht Ihre Patienten, Doktor,“ versetzte Walter lachend, „schon Sie diese aufhalten. Mir schien, einige unter ihnen gelobten Ihnen bittere Rache.“

„Ja, wir Aerzte sind nicht immer Herren unserer Zeit. Heute hat eine Patientin mich ausschließlich in Anspruch genommen; die Arme!“

„Ist sie besser?“ fragte Ellen, stets voll warmer Theilnahme für anderer Leid.

„Nein, mein Kind, sie ist todt,“ war die ernste Entgegnung. „Und deshalb habe ich auch keinen Grund mehr, meine anderen Patienten noch länger warten zu lassen. Wollen Sie mich eine kleine Strecke begleiten, Hill?“

Der Doktor nahm Walters Arm, und die Herren verließen das Haus. „Wie sind Sie mit jenem düsteren Geheimniß bekannt geworden, Hill?“

„Durch einen verkehrt adressirten Brief Fräulein Agathas. Erst als ich ihn gelesen, entdeckte ich, daß er zwar an mich adressirt, aber an Herrn Turner gerichtet sei. Er verrieth mir alles. Dr. Willis, seit langen Jahren mußte ich das Geheimniß mit mir tragen und durfte weder bei Ellen, noch bei ihren Eltern etwas davon merken lassen. Ich hätte alle meine Ersparnisse darum gegeben, wäre ich damit verschont geblieben.“

„Sie haben geglaubt, daß — jemand lebe, die an meiner Schwester Stelle sein sollte?“

„Ja; der Brief sprach sehr deutlich über diesen Punkt.“

„Sie starb heute morgen. Ihre Angelegenheit war es, die meine Zeit in Anspruch nahm.“

„Welch' eine Gnade!“ rief Walter.

„Ja; wir eingebildeten Menschenkinder empfangen täglich gar viele Gnaden, wofür wir dem Himmel oft Dank zu sagen vergessen.“ Und dann erzählte der Doktor in kurzen Worten von Fräulein Agathas Betrug.

„O, diese schlaue Dügnerin!“ rief Walter entrüstet. „Aber wie glücklich sich nun alles gefügt! Und ich hatte schon überlegt, wie ich das Geheimniß stets vor Ellen hüten wolle!“

Dr. Willis erwiderte nichts. Mit einiger Bestürzung blickte Walter in sein ernstes Gesicht. „Sie mißbilligen doch nicht Ellens Verbindung mit mir, Doktor?“

„Seien Sie überzeugt, junger Herr, Sie hätten die Kleine nie bekommen, wenn dies der Fall wäre. Ich denke, Sie werden meinem Liebling ein treuer, hingebender Gatte sein, ein besserer, als Gilbert Turner ihrer armen Mutter zu sein vermochte.“

Die tief innere Bewegung trieb Walter die Thränen in die Augen. „Sie zweifeln doch nicht daran, daß dies mein einziges Bestreben sein wird, Doktor?“

„Nein, nein, mein Junge, durchaus nicht. Gott segne Euch beide! Doch nun muß ich eilen, daß meine Patienten mich nicht allzu sehr verwünschen. Kehren Sie nun zurück, wohin Ihr Herz Sie zieht.“

* * *

Nach einer kurzen Zeit der Ruhe und Erholung für Herrn Turners tieferschütterte Gesundheit wurde die neue Firma „Turner und Hill“ der Geschäftswelt offiziell bekannt gemacht. An einem bestimmten Tage erschien Herr Turner am Arme Walters vor seinen Arbeitern und stellte ihn diesen als seinen Theilhaber vor. Der Streik hatte sein Ende erreicht, und ein großer Theil der Leute war zurückgekehrt; aber nicht alle konnten wieder Aufnahme finden, denn Herr Turner weigerte sich entschieden, die fremden Arbeiter zu entlassen, welche in der kritischen Zeit in seine Dienste getreten waren.

Eines Abends saß Walter im traulichen Geplauder bei Ellen, während ihr Vater, anscheinend schlummernd, in seinem Lehnstuhl ruhte. Walter erzählte Ellen in halblautem Tone, daß er Frau Duale seine Wohnung gekündigt habe und am folgenden Tage auf die Häusersuche gehen werde.

„Walter! Ihr müßt bei mir wohnen,“ rief Herr Turner, der alles verstanden. „Glaubst Du, ich könnte mein Kind entbehren? Wo mein Heim ist, muß auch das Eurige sein. Ist dies Haus nicht groß genug für uns alle? Warum solltest Du nach einem anderen suchen?“

„Gewiß, groß genug, Vater. Aber — aber ich hatte nicht daran gedacht. Es sei, wie Sie und Ellen es wünschen.“

Beide blickten auf das junge Mädchen, das hocherröthend unter dem Lichte des Kronleuchters stand, dann sagte Herr Turner:

„Ich könnte Dich ihm nicht geben, Ellen, wenn es Deine Trennung von mir bedeutete.“

Thränen schimmerten in ihren Augen; sie reichte jedem eine Hand; „Es ist Raum für uns alle hier, Papa“, flüsterte sie weich.

Herr Turner erhob segnend seine Rechte; helle Thränen rannten über seine eingefallenen Wangen. „Ja, es soll unser aller Heim sein; und — Ellen! je früher er hier einzieht, desto besser. O, mein Vater im Himmel, segne, o segne meine Kinder! Sieh, daß dieses Haus ein glücklicheres, ein friedlicheres Heim für sie werde, als es für mich gewesen!“

„Amen!“ antwortete Walter tief ergriffen.

(Nachdruck verboten.)

Das Deutschthum in Nordamerika.

New-Yorker Brief von Friedrich Maurer (Brooklyn).

Seit den traurigen Zeiten des tollen Jahres 1848, wo hunderte edle Söhne des deutschen Volkes, die sich politisch irgendwie compromittirt hatten, den Weg über den Ozean nach einer neuen Heimat suchten, hat das Deutschthum in Nordamerika kaum jemals derart im Vordergrund des Interesses gestanden als gegenwärtig, wo des deutschen Kaisers Bruder in festlichem und feierlichem Anlaß der mächtigen Union seinen Besuch macht, die ihrerseits wieder den hohen Gast mit Festen und Ehrungen empfängt, wie sie vordem keinem Mitgliede einer regierenden Familie dort bereitet worden sind.

Wenngleich der Besuch auch dem ganzen Lande gilt, und die Yankee es sich nicht nehmen lassen, ihren Milliardenreichtum in gebührender Weise in die richtige bengalische Beleuchtung zu setzen, so stehen doch die Deutschamerikaner dabei in keiner Weise zurück und mit berechtigtem Stolze können sie darauf hinweisen, welche Stellung und soziale Bedeutung heute die Nachkommen derjenigen einnehmen, die aus den verschiedensten Gründen, jedenfalls aber mindestens zu 99 Prozent unter keineswegs rosigem Verhältnissen den heimatischen Boden verließen, um sich im fremden Lande ein neues Glück zurecht zu zimmern.

Welche Wandlungen sich in dieser Hinsicht in dem Zeitraum eines Menschenalters, also ungefähr seit Preußen-Deutschlands siegreichen Kriegen von 1866 und 1870-71 vollzogen haben, wird in der alten Heimat immer noch viel zu wenig gewürdigt, obwohl ein Umschwung zur besseren Information der Daheimgebliebenen nicht abgeleugnet werden kann. Im wesentlichen begnügt sich aber der Deutsche im alten Europa mit einigen wenigen von der Statistik gelieferten Zahlen, und wenn in der Zeit von 1820 bis 1896 von 18¼ Millionen europäischen Einwanderern volle 5 Millionen Deutsche waren, bei denen die aus Oesterreich, der Schweiz und aus Rußland stammenden deutschen Elemente noch gar nicht einmal mitgerechnet sind, so zieht er daraus wohl mit Befriedigung den Schluß, daß in den Adern des in der Bildung begriffenen nordamerikanischen Niesenvolkes zu gut einem Viertel deutsches Blut rollt, ohne jedoch eine Vorstellung zu haben, welche soziale Position diese Stammesbrüder in dem überraschend reichen Verkehrs- und Erwerbsleben der Union einnehmen.

Die Zeiten, wo man den Deutschen vorhielt, daß ihr Vaterland nur ein geographischer Begriff sei, sind längst vorbei und wo man von ihm noch als dem damned Dutchman reden hört, ist das kein Ausdruck des Schimpfs mehr, sondern eher eine Anerkennung seiner oft recht unbequemen wirthschaftlichen Thätigkeit ungefähr in dem Sinne, wie wir in Deutschland einen energischen Menschen, der sich zu helfen weiß, ja auch als einen „verfluchten Kerl“ bezeichnen.

Die einzigen Stellungen, in denen die Einwandernden eine Einbuße gegen früher erlitten haben, beziehen sich eigentlich nur auf die gelehrten Berufe und dies ist auch leicht erklärlich; denn während einstmal die amerikanischen Universitäten in so wenig hohem Renommee standen, daß der Dokortitel von irgend einer Fakultät wie Philadelphia und anderen almae matres in Deutschland einen sehr bedenklichen Beigeschmack hatte, sind die Universitäten von heute dank der freigebigen Hand verschiedener Milliardäre zum großen Theil Musteranstalten, deren Institute und sonstigen Hülfsmittel auf das Glänzendste ausgestattet sind und an denen derjenige, der lernen will und den Kopf dazu hat, sich die gebiegenste wissenschaftliche Bildung aneignen kann. Eine Stellung also, wie sie sich der österreichische Politiker Hans Rüdlich schuf, der, nachdem man ihn in seiner Heimat in contumaciam zum Tode verurtheilt hatte, in Hoboken bei New-York als angesehenen Arzt lebt, dürfte heute immerhin schwierig zu erringen sein; aber auch der einstige Donner Student der Philologie und Geschichte Carl Schurz, der schon in jungen Jahren ein namhafter Parteiführer der Republikaner und dann in schneller Folge Unionsgesandter in Spanien, General und Divisionskommandeur im Sezessionskriege, Redakteur und Zeitungseigentümer, Senator und Minister des Innern war und im politischen Leben noch heute eine einflußreiche Rolle, besonders bei der Bekämpfung der Korruption spielt, steht keineswegs als einziges Beispiel der glänzenden Lebenslaufbahn eines Europäers da.

Ueberhaupt ist man in Deutschland wohl nur allzu geneigt, das Wissenskapital und den Bildungsgrad des Deutschamerikaners wie vielleicht auch des echten Yankees aus angelsächsischem Stamme bedeutend zu unterschätzen. Es mag dies zum Theil an der Lektüre von Schilderungen liegen, die das Leben im far-west im Stile Bret Haries und anderer Humoristen in grotesk-komischer Verzerrung darstellen und nach dem Muster der amüsanten Fälschungen des Arizona-Riders geschrieben sind; zum anderen Theil ist es aber auf die Neigung des Deutschen zu setzen, jeden Landsmann, der außerhalb der Reichsgrenzen geht und wohnt, fortan fast als Fremden zu betrachten, als ob es ein größeres Vaterland im Sinne des bekannten patriotischen Liedes nicht gäbe.

Gewiß muß gerechter Weise zugegeben werden, daß an der Entstehung dieses Vorurtheils jener Theil der Deutschamerikaner selbst mitschuldig ist, die abgesehen von der für sie natürlich bitter notwendigen Aneignung des englischen Idioms in der möglichst schnellen Entäußerung ihrer nationalen Eigenschaften eine Bravour sehen.

Von der Presse zur Kunst und Litteratur ist nur ein Schritt. Das deutsche Theater hier zu Lande scheint allerdings von chronischem Siechthum ergriffen zu sein, und daß dasjenige von Philadelphia im Jahre 1898 seine Pforten wegen allgemeiner Theilnahmslosigkeit des Publikums schließen mußte, bleibt eine tiefbedauerliche Thatsache, der andererseits wieder die hohe Blüte des deutschen Musiktempels in Milwaukee gegenübersteht. Hier ist die Munizipalität der deutschen Großbrauereibesitzer Beeb und Wachsner die feste Säule eines Unternehmens, das seinen Besuchern ein vollwerthiges Ensemble und nicht wie in vielen anderen Großstädten eine mittelmäßige Truppe vorführt, von deren Leistungen sich die zwei oder drei Stars, die man sich alljährlich verschreibt, nur abheben, um durch ihren Glanz die Leistungen der anderen als betrübendes Dunkel erscheinen zu lassen. Dieses Starunwesen ist auch der Krebschaden des New-Yorker Deutschen Theaters, dessen Leiter es nun einmal nicht einsehen wollen, daß der Deutsche ein bunt wechselndes Repertoire verlangt und gerade das Gegentheil des Italieners ist, der sich mit den wenigen Stücken, die seine Stagione in den Spielplan aufgenommen hat, genügen läßt, während der Deutone bei der vielmaligen Aufführung desselben Stückes einfach zu Hause bleibt und es dem Direktor überläßt, wie er sich mit seiner aus Europa verschriebenen Diva abfindet. Schlimmer wirkt aber noch das im Staate New-York geltende Verbot von Sonntagsaufführungen. An ihre Stelle tritt das so-

genannte „Sacred Concert“, d. h. heilige Konzert, ein überfinnliches Ueberbrettel, in dessen erstem Theile allerhand Gefänge vom Liede „Am Meer“ angefangen bis zum schönsten Gassenhauer vorgebracht werden, worauf im zweiten Theile — ohne daß während der ganzen Aufführung der Vorhang fallen darf — doch ein ausgeleiertes Stück gespielt wird, in welchem aber — um der Polizeivorschrift Genüge zu leisten — kein Dekorationswechsel stattfinden darf.

Viel besser steht es mit der eigentlichen Litteratur. Jede bemerkenswerthe Erscheinung des reichsdeutschen Büchermarktes wird auch bei uns in Amerika gewürdigt und, auf die Kopfstärke des Lesepublikums berechnet, auch fleißiger gelaufen als in Deutschland, da sich bei halbwegs wohlhabenden Deutschen die englische Gewohnheit eingebürgert hat, nicht alles der Leihbibliothek zu entnehmen, sondern eine eigene Bibliothek anzuhäufeln, die den Stolz und das Ehen retro der Familie bildet. Daneben ist aber auch das deutsch-amerikanische Schriftstellertum mit seinen Werken weder qualitativ noch quantitativ gering anzuschlagen, und es ist nur bedauernswerth, daß so wenig davon über den Ocean hinüber bringt, um eine Probe für die Poesie und die humoristische Gestaltungskraft des Deutsch-Amerikaners abzulegen. Besonders die Schöpfungen Robert Keizels wie „Der arme Teufel“ und andere, die in Deutschland so gut wie unbekannt sind, würden dort zweifelsohne den größten und jedenfalls berechtigteren Enthusiasmus hervorrufen als die dunkle Mythik eines Maeterlinck oder Maxim Gorki's und Tschadow's Skizzen, die, wie ich aus deutschen Blättern ersehe, das deutsche Feuilleton beherrschen.

Eine typische Erscheinung im täglichen Leben sind hier, wie bekannt, die in Deutschland aus irgend einem Grunde entgleiten Mitglieder des Offizierstandes und der akademisch gebildeten Kreise, die auch in der reichsdeutschen Presse annähernd richtig geschildert werden. Daß die meisten von ihnen, des Arbeitens ungewohnt, oder sich schämend, von unten auf anzufangen, schon nach kurzer Zeit zu Grunde gehen, ist leider unbestreitbar. Andere aber, die das Leben nehmen, wie es ist und die ihr Zusammenbruch in der Heimat rechtzeitig zur Besinnung geführt hat, bringen es zum mindesten zu einer auskömmlichen Stellung oder arbeiten sich auch höher hinauf. Bezeichnend für solche Lebensschicksale ist das des etwas leichtsinnigen Spröhlings eines bekannten preussischen Grafengeschlechts, der vor etwa fünf Jahren hierher kam. Wegen Spielschulden kassirt, funktionirte er anfangs als Pferdeburche eines Milliardärs auf der Fifth-Avenue. Ein Streit warf ihn von hier, wo er es bald zu der gut bezahlten Stellung eines Vereiters oder Putchers gebracht hätte, auf das Pflaster. Nachdem es ihm eine Zeitlang jammervoll schlecht gegangen, gelang es ihm, in einem vornehmen Restaurant als Speisenträger Unterkommen zu finden. Hier zog er durch sein hübsches Aeußeres die Aufmerksamkeit eines reichen Schlächters und Wurstmachers von der Clintonstreet in Brooklyn auf sich, der ihn als Great-attraction für sein Ladengeschäft engagirte und es nicht unterließ, im Stadtviertel zu verbreiten, daß man bei ihm von dem Träger einer neunzackigen Krone bedient werde. Der ungeheure Zulauf bestätigte die Wichtigkeit seiner Spekulation; aber auch der ehemalige preussische Offizier hatte das Glück zur rechten Zeit erfaßt; denn er ist heute der Schwiegersohn seines Prinzipals und fährt wie dieser auf Gummirädern.

(Nachdruck verboten).

Verhängniß.

Skizze aus dem Eisenbahnleben von Peter Thiel.

I.

Das mattschimmernde Zifferblatt der Stationsuhr zeigt 11 Uhr 20 Minuten. Die unruhig flackernden kleinen Flammen der vier auf dem Bahnsteig in regelmäßigen Abständen aufgestellten Pfahlaternen versuchen vergebens den Nebel zu durchdringen. Hin und wieder fährt ein rauchender Strahl in den beruhten Zylindern

empor; für den Augenblick herrscht völlige Dunkelheit und es hat den Anschein, als ob der feuchtkalte Nordwind den zitternd ums Dasein kämpfenden endgiltig den Garaus gemacht hätte — aber nein: sie erholen sich immer wieder. Wie sie sich aber auch anstrengen mögen, bis zum Stationsgebäude ihre Strahlen zu werfen, geht über ihre Kräfte.

Das kleine einstöckige Fachwerkgebäude liegt ganz in Nebel eingehüllt.

Von dem der Station gegenüberliegenden Weichenstellhäuschen bewegt sich hin und her tanzend ein kleiner Lichtschein über die Geleise auf den Bahnsteig zu. Allmählich löst sich vom Nebel ein dunkler Schatten ab und die Umrisse einer uniformirten Gestalt treten immer deutlicher hervor.

In der Nähe einer Pfahlaterne macht der Beamte halt und horcht. Die Thür des Stationsgebäudes öffnet sich und heraus lugt ein mit einer karmoisinrothen Mütze bedeckter Kopf und späht in den Nebel hinein.

„Hat der Zug Verspätung?“ kommt es fragend vom Laternenpfahl her.

„Er soll pünktlich abgefahren sein, wie mir eben auf meine Frage gemeldet wird,“ geht die Antwort zurück, „und jetzt ist es schon zehn Minuten über Plan; es muß unbedingt auf der Strecke etwas nicht in Ordnung sein.“

Es vergehen weitere fünf Minuten, und noch immer regt sich nichts aus der Richtung her, von wo der Zug kommen soll.

„Jetzt wird mir die Geschichte aber bald zu bunt,“ läßt sich die Stimme des in der Thür stehenden Beamten wieder vernehmen; er tritt aus der Thür heraus und geht auf den Weichensteller zu.

Da — ein leises Summen und Knarren.

Zwei glühende Augen, jedes einen langen runden Nebelstreifen vor sich herführend, tauchen plötzlich auf und kommen langsam näher. Es ist der Erwartete.

Während der Zug langsam an der Station vorbeifährt, springt der Zugführer vom Trittbrett des Packwagens herab und geht auf die beiden zu.

„Um Himmelswillen, Mann, wo stecken Sie denn so lange?“ ruft der Stationsbeamte dem Näherkommenden entgegen.

„Auf ein Haar, und wir wären vielleicht garnicht bis hierhin gekommen,“ erwiderte der Angeredete. „Die Barriere stand bei Bude 23 offen; eine halbe Sekunde früher, und wir wären mit einem schwer beladenen Leiterwagen zusammengestoßen; so ist die Sache noch gnädig abgelaufen; der Puffer streifte nur die letzte Sprosse und riß sie ab. Aber was denken Sie! Als der Zug hält, laufe ich zum Bahnwärterhäuschen, um den Wärter aus dem Schlafe zu trommeln. Ich war noch nicht an der Bude angelangt, als ich aus dem schmalen Seitenfenster ‚Hülfe — Hülfe‘ rufen höre. Mit einem Satz war ich an der Thür und wollte sie aufreißen — aber sie bewegte sich nicht! ‚Man hat mir die Thür vernagelt,‘ ruft der Wärter von innen. Zwei Dremser, die mir nachgekommen waren, liefen hinter die Bude zum Werkzeugkasten, holten eine Hacke und eine Brechstange und brachen die Thür auf. Der arme Teufel von Wärter saß auf seiner Pritsche, freidebleich und zitternd; der Schreck — er glaubte es wäre ein Unglück geschehen — war ihm so in die Glieder gefahren, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte.“

„Wie — die Thür vernagelt, sagen Sie? Von wem denn?“

„Der Bahnwärter hat niemand von der Bande gesehen; er lag — wie er mir erzählte — auf seiner Pritsche, als mit einem male sich mehrere Kerle gegen die Thür stemmten und zu hämmern begannen. Er glaubt, es seien Polladen gewesen; sie hätten ihm schon wiederholt gedroht, weil verschiedene von ihnen wegen unbefugten Betretens des Bahnkörpers angezeigt worden seien.“

„Wer steht auf 23, Wigand?“ fragte der Stationsbeamte den neben ihm stehenden Weichensteller.

„Berghausen, so viel ich weiß.“

„Schicken Sie doch, wenn es geht, jemand zu ihm hin,“ fuhr der Zugführer fort, „wer weiß, ob die Gallunken nicht wieder kommen und einen zweiten Streich verüben.“

„Wenn der Zug durch ist, Wigand,“ sagte der Stationsbeamte, „dann gehen Sie doch einmal die Strecke revidiren; Sie können sich ja den Nachtwächter mitnehmen.“

„Ach der! — behalten Sie den man ruhig hier; mit dem Hasenfuß ist doch nichts anzufangen. Ich werde schon allein fertig werden.“

II.

Etwa eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt, kreuzt die Hauptstraße des Bezirks die Eisenbahn, die hier einen hohen Damm bildet, durch den die Straße hindurchführt.

Hüben und drüben der Bahn, in zwei langen Reihen an der Straße entlang ziehend, liegen die einfachen, durchgängig eineinhalbstöckigen Wohnhäuser der in dem etwas abliegenden Kohlensticht arbeitenden Bergleute, meist Polen und Italiener.

Dicht am Eisenbahn-Abdukt erhebt sich ein in rohem Ziegelbau gehaltenes zweistöckiges Haus, das, obgleich erst einige Jahre alt, doch schon das schmutzgraue Aussehen der übrigen Gebäude trägt. Der dichte Kohlenstaub, womit hier die Atmosphäre Sommer und Winter, an Regen- und sonnigen Tagen geschwängert ist, hatte gleich seine Thätigkeit begonnen; in gleichem Maße wie die Staubschicht, die sich überall auflegte, dichter wurde, in demselben Grad verschwand auch das anfangs frische Roth der Ziegel. Es ist die Schnapskneipe der Polen.

Die kleine, im Oberlicht der Hausthür brennende Petroleumlampe beleuchtet mit ihren dürftigen Strahlen eine Gruppe Männer, die sich um den Eingang postirt haben.

Man scheint über geheimnißvolle Dinge zu verhandeln, denn zeitweise sinken die Stimmen bis zum Flüstern herab.

Die Unterhaltung wird lebhafter, die Schnapsflasche geht immer eifriger im Kreise herum und bewegt sich in immer kürzeren Zwischenpausen zwischen Hausthür und Ausschank hin und her.

Vom Eisenbahndamm herkommend, steigen zwei Gestalten aus dem Nebel hervor und steuern im Eilschritt auf die vor der Thür Versammelten zu.

„Er ist schon wieder frei,“ ruft einer der beiden in die gespannt aufhorchende Schaar.

Gedämpfte Flüche antworten.

„Wie ist denn das gekommen?“ fragen mehrere erregt.

„Der Zug hat still gehalten — man muß im Vorbeifahren etwas gemerkt haben — und die Thür wurde aufgebrochen.“

„Der Hund, der siebenmal vermaledeite! Kommt, laßt uns ihn todtschlagen — dann sind wir ihn los, die Kröte! Kommt kommi, Kameraden!“

Der Sprecher faßte die in seiner Nähe Stehenden am Armel und versuchte, sie mit sich fortzuziehen.

„Nein“, rief ein anderer, „ich weiß etwas Besseres! — Wir binden ihn auf eine Schiene fest und der Hund wird überfahren.“

Ein zustimmendes Freudengeheul ertönte von allen Seiten.

Der, welcher den teuflischen Vorschlag machte, verschwand hinter dem Hause und kam nach einigen Minuten auf der anderen Seite wieder hervor.

In seiner linken Hand baumelte eine zusammengelegte Fuhrleine, die er in der Wagenremise gefunden hatte; die Rechte hielt einen Hammer und eine Anzahl großer eiserner Klammern, die er nebst dem Hammer zwei Spießgesellen zum Tragen übergab.

Einer hinter dem andern herrschreitend, huschte die Schaar geräuschlos auf den Eisenbahndamm zu, und schlug, hier angekommen, einen schmalen Fußpfad, der sich am unteren Rande der Böschung entlangzieht und langsam höher steigt, ein auf das in tiefem Nebel liegende Bahnwärterhäuschen zu. Als die Schaar, die sehr ortskundig zu sein schien, bis auf ungefähr tausend Meter der Bude näher gekommen war, kletterte sie durch das dicke Weidengestrüpp die steile Böschung hinan auf das Bahngleise zu.

Oben angekommen, sprang nach einer kurzen Berathung die eine Hälfte über den Schienenstrang hinweg in das gegenüberliegende Strauchwerk.

Man wußte, daß der Wärter nach Passiren des letzten Zuges seine Strecke noch einmal abzugehen hatte und war sicher, daß er hier vorüberkommen würde.

Die diesseits des Geleises gebliebene andere Hälfte trat in das Weidengestrüch wieder zurück und verbergte sich ebenfalls.

Nichts regte sich — lautlose Stille ringsum.

Der Nebel hatte sich etwas gelichtet und ließ die Gegenstände bis auf ca. fünfzig Meter erkennen.

Aus der Ferne klang in regelmäßigen Zügen das dumpfe Brausen der arbeitenden Schächtpumpe durch die Stille der Nacht —

III.

Eine Viertelstunde vergeht — noch immer regt sich nichts.

Die auf der Lauer Liegenden fangen an ungeduldig zu werden.

Doch halt — ein leises taktmäßiges Klingeln tönt von dem Geleise herüber, das langsam anschwillt — kein Zweifel: es ist der Tritt des näherkommenden Wärters! — Aber sonderbarer Weise scheint er aus der entgegengesetzten Richtung zu kommen. — Oder sollte er schon auf dem Rückwege sein? Ohne Zweifel!

Zwei — drei Minuten vergehen weiter.

Da — ein Licht blitzt auf, und bald darauf kommt eine Gestalt aus dem Nebel hervor.

„Er kommt — er kommt,“ geht es flüsternd herum.

Eine fieberhafte Aufregung bemächtigt sich der im Hinterhakte liegenden Bösewichter.

Der Anstifter des Komplotts, der gleichzeitig die Führung übernommen hat, steht wie ein heutigieriges Raubthier zum Sprunge bereit. Die Linke, die immer noch die Leine hält, zittert leise; diese ist ihm offenbar hinderlich, und er überlegt einen Augenblick, ob er sie hinlegen oder einem anderen übergeben soll. Er entschließt sich zu letzterem; seinem Hintermanne einen leichten Stoß gebend, reicht er ihm die Leine hin mit einem Wink, sie an den Letzten weitergehen zu lassen.

Inzwischen war der Erwartete bis auf zwei Schritte näher gekommen.

Die an beiden Seiten dem Geleise zunächst Stehenden bewegen sich mit vorgebeugtem Oberkörper unmerklich hin und her und holen zum Sprunge aus.

Jetzt — der Beamte macht den ersten Schritt an der verhängnißvollen Stelle vorbei — ein Knirschen im Riez — ein Ruck — und der Ahnungslose liegt, bevor er noch einen Laut von sich geben kann, überwältigt zwischen dem Schienengeleise.

Einer der Unholde holt sein buntes, schmutziges Taschentuch heraus und steckt es dem sich verzweifelt Behrenden als Knebel in den Mund.

Der Anführer drehte währenddessen mit einem Schraubenschlüssel, den er dem Beamten aus der Hand gerissen, einen der Bolzen los, womit die einzelnen Schienen mit Hilfe von Laschen untereinander verbunden sind. Durch das hierdurch entstandene Loch zog er das eine Leinenende hindurch und schnürte den Unglücklichen, den man ihm auf der Schiene zurechtgelegt hatte, so fest zusammen, daß er nur mit größter Anstrengung zu athmen vermochte. Hiermit allein war aber den Unmenschen noch nicht gedient. Auf beiden Seiten der Schiene schlug man oben und unten eiserne Klammern in die Holzschwellen ein und band daran jeden Arm und Fuß ausgespreizt fest, so daß der Bedauernswertige von dem ersten diese Stelle passirenden Zuge unfehlbar in zwei Längstheile geschnitten werden mußte.

Voller Freude darüber, daß der teuflische Anschlag so schön geglückt, zogen die Mordgesellen auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder zurück, und ein jeder suchte so geräuschlos und unauffällig wie möglich in seine Wohnung zu gelangen.

IV.

Eine halbe Stunde vergeht — der Gefesselte erwacht aus seiner Betäubung. Trotz der großen Schmerzen, die ihm seine qualvolle Lage bereitet, erfährt er mit Blitzesschnelle das Grauenhafte der Situation, in der er sich befindet. — Nur der eigentliche Hergang ist ihm noch nicht ganz klar geworden — es war alles zu schnell gekommen.

Wie kam er doch in diese Lage? — Ja, richtig, er war von der Station abgeschickt worden, um die Strecke zu revidiren wegen — wegen — ja, wegen des Bahnwärters, den man in seiner Bude eingenagelt hatte — aus Nahe, sagte der Zugführer. Da hätten ihn auf einmal vier — sechs Hände rückwärts zu Boden geworfen — und geknebelt — und nun lag er hier — festgebunden. Warum? — Was hatte er gethan? —

Wie ihm seine Brust schmerzte bei jedem Athemzug! — und das Rückgrat — wie eine glühende Eisenstange bohrte sich die Schiene in seinen Rücken ein. — Die Arme und Beine schienen ganz abgefallen zu sein — er fühlte sie nicht mehr.

Nichts als das monotone dumpfe Schnauben der Wasserpumpe des Kohlenbergwerks drang an sein Ohr, doch nein — noch etwas hörte er ganz deutlich durch die Stille der Nacht: — das muntere Ticken seiner Taschenuhr. — Sie hatte also keinen Schaden genommen.

Stunde um Stunde verging — nichts regte sich auf dem Bahnkörper.

Das Entsetzliche, das er immer noch nicht hatte glauben wollen — sollte es sich wirklich ereignen?

In der ersten Stunde lebte in ihm die feste Hoffnung, der Streckenwärter, der bis zum ersten Zuge das Geleise abpatrouilliren mußte, würde ihn aus seiner verhängnißvollen Lage befreien. Aber nein — die Hoffnung war eine trügerische gewesen. — War er schon vor ihm die Strecke abgegangen — oder befand er sich gar selbst in einer ähnlichen Lage? — —

Durch die Schienen lief ein leises, unregelmäßiges Geräusch, das von einem der Bahnhöfe zu kommen schien.

Es war sicher schon Morgen — man rangirte jedenfalls die Wagen für den ersten Zug zusammen.

Eine dumpfe Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner.

Wenn das Gräßliche sich nun einmal ereignen mußte — warum denn nicht gleich? — warum ihn denn noch stundenlang dieser unerträglichen Marter aussetzen? — Was hatte er denn Schlimmes gethan, um dieses alles zu verdienen? — Kann das ein gerechter Gott zugeben? — —

Allmächtiger Gott im Himmel! — erbarme Dich doch meiner! meines Weibes und Kindes! — Was sollen die beiden ohne mich beginnen? — Hilf — hilf — o hilf doch! Sie ahnen ja nicht die Gefahr, in der ich schon seit Stunden schwebel! — O Gott — o Gott! verlasse — mich in — meinen — größten, — Nöthen — nicht! — errette mich aus dieser Gefahr! — —

Die Stelle des Hinterkopfes, die auf der Schiene ruhte, war beim Ueberfall auf die scharfe Kante einer Schiene aufgeschlagen und hatte eine klaffende Wunde davongetragen, die jetzt geradezu wahnsinnige Schmerzen verursachte. Wie in ein glühendes Becken getaucht, brodelte und brannte es dort; strahlenförmig zog das brennende Schmerzgefühl an den Schläfen und über die Schädeldecke hinweg zur Stirne und erzeugte jene stumpfe Resignation, die den Geist für alle äußeren Eindrücke unempfindlich macht.

Der Nebel wurde immer flüssiger und durchsichtiger und verschwand zuletzt ganz, bis auf einige kleine Reste in den Gräben und Niederungen. Vom Nordwind getrieben, zogen tiefhängend graue Regenwolken langsam vorüber. —

Ein feiner kalter Sprühregen fiel auf den Halberstarren nieder — doch er fühlte ihn nicht — regungslos, wie ein Todter, lag er da — die weitgeöffneten Augen starrten ausdruckslos in die grauen Wolkenmassen.

Doch horch! — was ist das? —

Auf den Schienen werden kurze, gleichmäßige Schläge hörbar: taktact — taktact — taktact — taktact — taktact —

Kein Zweifel — es ist der erste Morgenzug!

Auch der Gefesselte hat das Geräusch vernommen.

Noch einmal überkommt ihn die Lust zum Leben mit elementarer Gewalt. — Er versucht den Kopf etwas zu erheben, die Augen gleiten starr an dem Schienenstrang entlang — ja — ja — dort am Horizont, aus dem ersten Morgengrauen taucht ein dunkler Punkt auf — rechts und links bliken zwei große Augen — ja — großer Gott! — es ist der Zug! — Wilde Verzweiflung bemächtigt sich seiner — die Augen treten aus den Höhlen — wie ein Wahnsinniger dreht und wendet er sich in den Fesseln — mit Gewalt sucht er seine Arme und Füße frei zu machen — vergebens! — Ein gurgelndes Röcheln bringt zwischen dem Knebel hervor — weißgelblicher Schaum zeigt sich in den Mundwinkeln, — — — allmächtiger — allgütiger Gott — sei — mir barm — Das letzte Wort blieb halb in der Kehle stecken. —

Der dunkle Schatten vergrößert sich und kommt mit rasender Geschwindigkeit näher — leuchend — schnaubend — brausend — einem Dämon gleich — mit großen, wildfunkelnden Augen und weit geöffnetem feurigen Rachen. — Die weitausholenden Krallen müssen ihn jeden Augenblick erreichen und zermalmen. — Glühender Ddem umfängt ihn — sein Athem stockt — ein Feuermeer wogt um ihn her — und versengt seine Haare, seine Kleider — und durch all das Brausen hindurch klingen leise gedämpfte Orgelklänge an sein Ohr — langsam, wie auf Engelsfüßchen schwebt er in den Azur des Himmels hinan. — — — — —

V.

Noch immer kämpften die vier flackernden Lichter mühsam um ihr Dasein. Sie vermochten jetzt aber ihrer Aufgabe besser gerecht zu werden. Der Nebel, der sie stundenlang dicht umschlossen hielt und jede befriedigende Thätigkeit trotz äußerster Kraftanstrengung verhinderte, lichte sich nach und nach. Die Umrisse des Stationsgebäudes zeigten sich immer deutlicher.

Der mit der karmoisinrothen Mütze bedeckte Kopf zeigte sich mindestens schon zum hundertsten male in der Thürspalte.

„Mag der Satan wissen, wo nur Wigand so lange bleiben mag; die Wande wird ihn doch nicht auch irgendwo eingenagelt haben!“ murmelte er ärgerlich. „Der erste Zug muß doch schon bald gemeldet werden.“

Unruhig ging er im Bureau wieder hin und her. Nach kurzer Zeit öffnete er die Thür des nebenan liegenden Gepäckraumes. Eine mit allen möglichen Gerüchen gesättigte Atmosphäre schlug ihm entgegen. In dem Zimmer war es stockdunkel. Nur von einem großen Koffer her kam ein kleiner Lichtstreifen, von einer Handlaterne herrührend, hervor, die, um die Dunkelheit nicht zu stören, mit der Leuchseite dicht an den Koffer herangerückt worden war.

Der durch die geöffnete Thür aus dem Bureau hereinsinkende Lichtschein beleuchtete eine zwischen dem Schalter und der Gepäckwage auf einem Stuhle hockende Gestalt, die bis an die Ohren in einen Mantel gehüllt war. Zu Füßen lagen lang ausgestreckt zwei Hunde, die beim Oeffnen der Thüre leise knurrend ihren Kopf erhoben.

„Bremer,“ rief der Stationsbeamte, „stellen Sie doch für den ersten Zug das Signal und gehen dann mit Ihren Hunden die Strecke ab bis zur nächsten Bahnwärterbude und sehen nach, wo Wigand bleibt.“

Die eingemummte Gestalt — der Stations-Nachtwächter — fuhr in die Höhe, griff nach der Laterne und humpelte hinaus; die Hunde sprangen kläffend vor ihm her.

Raum hatte Bremer das Weichbild des Bahnhofes verlassen, als das Glodensignal für den ersten Zug auf der Strecke ertönte.

Der zwischen den Schienen liegende Riez war infolge des kurz vorausgegangenen Regens naß und schlüpfrig und ein Gehen in demselben recht beschwerlich. Dieses begriff auch sehr bald der Nachtwächter, welcher aus dem Geleise nach rechts heraustrat und auf dem schmalen Rande der Böschung zu gehen versuchte.

Es vergingen etwa zehn Minuten, er hatte eben eine mäßige Kurve passirt, von wo der Schienenstrang fast kerzengerade bis zur nächsten Station weiterläuft, als in der Ferne zwei Lichter aufblitzten, die das Herannahen des Zuges verkündeten.

Aber was war das? — Etwa hundert Meter vor ihm lag auf der Schiene ein dunkler Gegenstand. Bestürzt springt er in das Geleise zurück und in mächtigen Sprüngen weiter. Die Hunde liefen voraus und hatten bald den Gegenstand erreicht; sie stießen ein Freudengeheul aus und sprangen wie toll herum — ein Zeichen, daß es etwas Bekanntes war.

Eine Ahnung stieg in ihm auf.

Und richtig! — bald näher gekommen, erkannte er zu seinem Entsetzen den Gesuchten.

Er war nahe daran, vor Schreck in die Knie zu sinken, als er die Fesselung bemerkte.

Der Zug hatte sich inzwischen der Stelle bedenklich genähert, und schon deutlich vernehmbar drang das Arbeiten der Maschine herüber. Eine Sekunde Zögerung und das Gräßlichste ließ sich nicht mehr abwenden.

In Sprüngen, zu denen in normalen Verhältnissen die von Rheumatismus geplagten unteren Extremitäten nicht entfernt imstande gewesen wären, flog der Nachtwächter an dem Gefesselten vorüber dem näherkommenden Zuge entgegen, dabei fortgesetzt die Handlaterne im Kreise vor sich her schwingend.

Man schien auf der Maschine keine besondere Aufmerksamkeit zu entwickeln, denn das Signal blieb unbeachtet — mit großer Geschwindigkeit kam der Zug immer näher.

Den Beamten packte die Verzweiflung, wie ein Wahnsinniger seine Laterne schleudernd, dachte er nicht daran, aus dem Geleise zu springen — er hatte ganz die Herrschaft über sich verloren — noch eine halbe Minute — und er lag selbst zermalmt unter den Rädern.

Es schien alles verloren — —

Doch nein — man ist auf dem Zuge auf die drohende Gefahr aufmerksam geworden. Eine Anzahl kurzer Töne — das Nothsignal — und mit einem dumpf dröhnenden Aufstoßen der Wagen kommt der Zug zwei Meter vor dem immer noch mit seiner Laterne schwingenden Nachtwächter zum Stehen.

Das Zugpersonal kam von beiden Seiten herangelaufen.

Die Zunge des in dem Geleise Stehenden schien vor Schrecken gelähmt, stumm wies er nach dem etwas entfernt auf der Schiene Gefesselten, bei dem die Hunde, laute Jammertöne ausstoßend, Wache hielten.

Ein Grauen ergriff alle, als sie den leblos Daliegenden erreichten. Der Kopf, aus dem alles Blut gewichen, hing schlaff zwischen Schulter und Schiene, die Augen waren geschlossen. Auf der Schiene, wo anfangs der Kopf gelegen hatte, zeigte sich eine Blutlache.

Man zerschchnitt schnell die Fesseln und trug den Leblosen in den Packwagen, in den auch der Nachtwächter einstieg, und der Zug setzte sich langsam wieder in Bewegung.

Die während der Fahrt angestellten Wiederbelebungsversuche waren bald von Erfolg gekrönt. Als der Zug in den Bahnhof einlief, war Wigand schon wieder so weit zu sich gekommen, daß er allein aus dem Packwagen steigen und zur Station gehen konnte.

Er entsann sich des Ueberfalles jetzt wieder ganz deutlich und hatte einige von den Unholden erkannt, die noch an demselben Vormittage aus der Grube geholt und in Haft genommen wurden.

(Nachdruck verboten.)

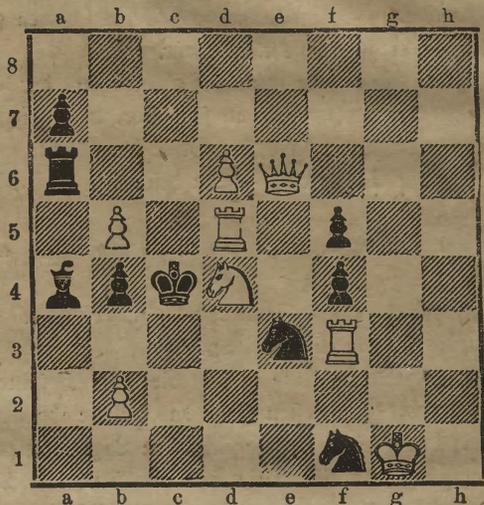
Räthselecke.

Bilderräthsel.



№ 10.

Schachaufgabe.



Weiß.

(8+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Logogriphs.

Wegrabirt, regrabirt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Schweigen und Denken kann Niemand fränken.

Auflösung des Abtheilräthfels.

Asche, Bern, Erze, Scheu, Land, Arm.
Nisch, Eber, Herz, Fische, Man, Darm.

Auflösung der Zahlenquadrats.

24 23 28
29 25 21
22 27 26

Auflösung des Wortspiels.

- Lehm, Lama, Emil, Senfe, Gros, Nagel, Mark, Genna, Mabe, Reis, Stam, Kain, Melke.
- Mehl, Alma, Leim, Effen, Rose, Angel, Kram, Augen, Dame, Eris, Mais, Infa, Entel. — *Ma l e r a k a d e m i e*.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. bK, D, 9, 8, 7; c9, 7; dA, K, 8.
M. a, b, c, dB, aA, 10; bA, 10; dD, 7.
G. aK, D, 9, 8, 7; cA, K, D, 8; d9.
Stat: c10, d10.

Spiel:

- B. bD, bA, aK, (-18).
 - G. d9, dA, d7 (-11).
 - B. dK, dD, cA (-18).
 - B. bK, b10, aD (-17).
- Damit haben die Gegner 64.

Richtige Lösungen gingen ein von: Otto Groffe, Leo u. Selma Hoffmann, Hans Löpffer, Erwin Krosch, Elisabeth Plezewska, Konrad Grausch, Olig, Willi Pozorski, Erna Unger, Nolke, Karl Ritter, Moltz, Hans Kuhl, Wernick, Rabow, Wulfofer Bromberg, Erich Belz, Fanselan, Elfe Scheling, Mertens Brinzenthal, Stanislaus Musielewicz, Erich Zimmermann, Emil Hoppe, Julius u. Karl Drzymalski, Kurt Schendel, Georg Föllmer, Eugen Krause, Wilhelm Seide, Johannes Schellong, Giehler, Wilhelm Gelzer, Herbert Kandler, Malette, Georg Dachs, Fritz Kroner, Otto Böttger Bromberg, Ella Engelhardt Essen-Ruhr.